

MARKO DINIĆ  
DIE GUTEN TAGE



© Leonhard Pill/Zsolnay

Ihre Meinung zu diesem Buch ist uns wichtig!  
Wir freuen uns auf Ihre Leserstimme an  
[leserstimme@hanser.de](mailto:leserstimme@hanser.de)

Mit dem Versand der E-Mail geben Sie uns Ihr  
Einverständnis, Ihre Meinung zitieren zu dürfen.

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem  
18. Februar 2019 zu veröffentlichen.  
Wir danken für Ihr Verständnis.

## WIE FREMDHEIT UND DEMUT ZUSAMMENWIRKEN

*Von Katja Gasser*

Dieses Buch zu lesen bedeutet, von einem literarischen Furor ergriffen zu werden: einem, der sich aus Herzensfeinheit und intellektuellem Scharfsinn speist. Marko Dinićs Roman ist ein sprachmächtiges und bilderreiches Ereignis. Es gelingt dem Autor darin auf grandios leichtfüßige Weise, den Schmerz, von dem erzählt wird, die Versehrtheit, die in den Blick genommen wird, in so etwas wie Glanz zu verwandeln. Und das ganz ohne Simplifizierungen, ganz ohne billige literarische Tricks: Vielmehr gelingt dem Roman dieser paradoxe Streich durch die Genauigkeit, mit der er gearbeitet ist. Grundlage dieser Genauigkeit ist eine große Ernsthaftigkeit, die der Roman in allen seinen formalen wie inhaltlichen Facetten belegt.

Vom Besonderen vermag Marko Dinić in diesem Roman so zu erzählen, dass sich darin das Allgemeine, die Fragilität einer jeden Gesellschaft, spiegelt, die Verwerfungen und Abgründe, die die Menschheitsgeschichte seit jeher prägen und auch unsere Gegenwart fest im Griff haben.

Eines vorweg: Mit Jugo-Nostalgie hat dieser Roman nichts am Hut, damit auch nicht mit einem sentimental Blick auf die vergangenen »guten Tage«, vielmehr ist der Text durchdrungen von einem wilden Wissen um das Zerstörungspotenzial eines jeden totalitären Systems.

*Marko Dinić wurde 1988 in Wien geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend in Belgrad. Er studierte in Salzburg Germanistik und Jüdische Kulturgeschichte und veröffentlichte bereits Prosa und Lyrik in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien. Für die Arbeit an seinem ersten Roman Die guten Tage erhielt er mehrere Literaturstipendien.*

Wovon wird hier erzählt? Erzählt wird von einem, der geflohen ist und sich nun aufmacht, seine alte Heimat zu besuchen. Konkret hat er, aus dessen Perspektive hier erzählt wird, Serbien verlassen, um in Wien für sich ein mögliches Leben zu suchen – und das bedeutet, ein Leben, das sich nicht darauf beschränkt, ein Überleben zu sein. Er, der hier erzählt, war Kind, als der Balkankrieg tobte, seine Eltern, zumal sein Vater, Kriegsbefürworter, einer, der sich ideologisch häutet je nach System-Bedarf – bis zuletzt reuelos, uneinsichtig: Beamter im Innenministerium, am Ende des Romans schließlich in Pension. Das heißt: Marko Dinić erzählt hier die Geschichte von einem jungen Mann – durchaus stellvertretend für eine ganze Generation lesbar –, der von seinen Eltern, nach dem Ende des Krieges, ideologisch zugerichtet, abgefüllt mit Verachtung und Hass, mit einem in jeder Hinsicht verwüsteten Land im Gepäck, in eine perspektivlose Zukunft entlassen wird. Die Hauptfigur dieses Romans ist eine, die aufwächst damit, dass ihr im Privaten wie im Öffentlichen permanent die Vorstellung davon eingehämmert wird, dass das eigene Volk ein auserwähltes ist, dem die Historie immer übel mitgespielt hat, eines, das deshalb Krieg führen muss, und eines, das deshalb ein heroisches Opfer ist – auch der Krieg ändert an diesem widerspruchsvollen Narrativ nichts, zumindest will es im Roman aufs Erste so scheinen. Eine Postkarte, die der Ich-Erzähler zufällig auf der Reise nach Serbien findet, fasst in einem Bild zusammen, wovon dieser Roman in einer seiner Tiefenschichten erzählt: Die Postkarte erinnert an Jesse Washington. Der Afroamerikaner wurde zum Opfer von Lynchjustiz, nachdem er wegen des Mordes an einer weißen Frau verurteilt worden war. Die Karte zeigt den Mob und den verkohlten Körper, worauf der Ich-Erzähler aber im Besonderen hinweist: Auf dieser Karte sind auch Kinder, im Vordergrund, in ihren Augen spiegelt sich der Horror, den sie soeben gesehen haben. Im Roman ist diese Szene abschließend zu lesen: »Das einzige, das diese Väter ihren Kin-

dern hinterlassen hatten, war der Anblick dieses verkrampften, genitallosen Fleischklumpens, zu dem sie Jesse Washington in einer Art Prozession gemeißelt hatten. Das Abbild ihrer eigenen Abart – das war das einzige Erbe dieser Kinder.« Diese Kinder schauen durch den Filter des Horrors in die Zukunft: Die Erinnerung an diese Katastrophe hat sich in ihren Blick gelegt, für immer. Es scheint, als hätte Marko Dinić diese Postkarte als eine Spielart von Paul Klees *Angelus Novus*, den Walter Benjamin zum Engel der Geschichte gemacht hat, in diesen Text gewoben.

Marko Dinićs Roman ist angelegt als eine Art Bus-Movie – in Anlehnung an den bekannten jugoslawischen Film *Ko to tamo peva*, auf den im Roman auch Bezug genommen wird: Der Ich-Erzähler bricht in einem Bus, der voller sogenannter Gastarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien ist, auf Richtung Serbien. Einer der gewieftesten literarischen Schachzüge Marko Dinićs besteht darin, dass er an die Seite des Ich-Erzählers im Bus einen Mann setzt, der angeblich eigentlich Elektriker ist, in Wahrheit aber so etwas wie ein Hobbyschriftsteller – man wird als Leser über die wirkliche Profession des Mannes letztlich im Ungewissen gelassen. Dieser »Elektriker mit einem Faible fürs Wort«, wie er einmal bezeichnet wird, will Chronist sein und hat sich zum Ziel gesetzt, mit seiner Heimat abzurechnen: abzurechnen mit dem Nationalismus, dem Machismo und dem ganzen großen Rest an emanzipations- und friedenszerstörendem Gedanken-gut. Ein »gesellschaftliches Panoptikum«, eine »Topografie« will er erstellen. Mit dieser Figur des Elektriker-Literaten ist nicht nur einer im Spiel, der politisch Tacheles spricht, sondern auch einer, mit dem im Roman eine wesentliche Metaebene einge-zogen ist: nämlich das Reflektieren darüber, wie Literatur auf die Realitäten antworten soll, was Literatur kann oder muss, nicht kann und nicht muss. Überhaupt ist dieser Roman voller autoreflexiver Verweise – auch intertextueller Bezüge. Das große handwerkliche Können Marko Dinićs zeigt sich auch daran, dass er

diese Verweise und Bezüge im Text nicht als eine Art Appendix oder essayistische Abschweifung vorkommen lässt, sondern sie vielmehr in den narrativen Fluss einwebt, auf dass sie das Erzählte weitertreiben und es zugleich Richtung Offenes sprengen. Durch die Figur des Schriftstellers, der mit seinen Landsleuten abrechnen möchte, wird deutlich, dass es in diesem Roman darum allein, also um die Abrechnung mit nationalistischer und patriarchaler Verbohrtheit, nicht geht. Der Roman zielt auf grundlegend Existenzielleres ab: auf die Fragilität und Fremdheit eines jeden Menschenlebens, darauf, dass es vielmehr der Abschied ist, der unser Leben prägt, als das Ankommen. Rilkes »Wir ordnen. Es zerfällt. Wir ordnen wieder und zerfallen selbst« fasst das Unterfangen des Ich-Erzählers im Buch präzise zusammen: Dieses Rilke-Zitat leuchtet an entscheidender Stelle im Text am Rande auf. Der Rand: Er ist überhaupt das Zentrum in diesem Roman. Jene, die hier zu Wort kommen, beschrieben werden, sind Menschen, über die in der Regel gesprochen wird – wenn überhaupt über sie gesprochen wird. Es sind Menschen an der und aus der Peripherie, die weder symbolisches noch ökonomisches Kapital haben, die keine Fürsprecher haben, und wenn, dann sind es nicht selten die falschen.

Zu Beginn des Romans steht eine Widmung: »Für meine Großmutter Ljubinka Dinić«. Und Widmungen, sie sind immer auch zu lesen als Teil eines Textes. Im Text selbst spielt die Figur der Großmutter eine wichtige Rolle: Es ist die Großmutter, die das Herz dieses Textes markiert. Ihr Begräbnis ist der Anlass dafür, dass der Ich-Erzähler aufbricht in seine alte Heimat. Sie ist es, die es ihm ermöglicht hat mit ihrer finanziellen und emotionalen Unterstützung, Serbien zu verlassen. Ihr größter Wunsch: Ihr Enkelsohn solle ein besseres Leben haben, als sie es hatte. »Erst wenn du weg bist, werde ich auch glücklich sein«, sagt sie einmal im Roman. Und Glück, Gutes hatte sie wenig in ihrem Leben: einen Mann und Kinder, die allesamt der Kriegslust anheimge-

fallen sind, Patriarchen ohne Gnade und Demut. Ihr, der Großmutter, kommt in diesem Buch die Rolle eines Menschen zu, der gelernt hat aus der Geschichte, der für sich selbst gelernt hat aus dem, was er gesehen und erfahren hat, und darauf basierend sein Handeln die Zukunft betreffend ausrichtet. Die Großmutter: Sie steht für die Möglichkeit von Liebe und Güte in liebe- und gütetzerstörenden Zeiten. Der Roman veranschaulicht: Der vom Horror für immer geprägte Blick, man kann ihn auch verwandeln, nicht im Sinne des Vergessens, dafür aber im Sinne einer Erkenntnis, die man für die Gestaltung von Zukunft fruchtbar machen kann.

Marko Dinić hat mit diesem Roman nicht zuletzt seiner Großmutter ein Denkmal gesetzt und damit all jenen, die trotz aller Widrigkeiten versuchen, Menschen zu bleiben mit Hirn und Herz und der Überzeugung, dass es ohne Selbstlosigkeit und Mitgefühl nicht gehen kann im Zwischenmenschlichen. Es ist ein Roman über die Mühen des Abschieds und die Vorzüge desselben.

Man täte dem Roman zutiefst unrecht, wenn man ihn allein als einen Text über die Folgen des Jugoslawien-Krieges lesen würde, auch, wenn man darin hauptsächlich ein Buch über Serbien hier und heute sähe; es ist vielmehr ein Roman, der von uns allen handelt, von unserer Gegenwart, die geprägt ist von Flucht und Vertreibung und dem Erstarken von Nationalismen und faschistischem Gedankengut.

Die Erfahrung, dass man seiner Herkunft nicht entkommt, gehört zur schmerzvollsten des Ich-Erzählers des Romans. Dazu kommt die Einsicht, dass nicht nur derjenige sich verändert, der die Herkunftslandschaft verlässt (verlassen muss), sondern auch die Herkunftslandschaft selbst: Alles ist in Bewegung, nichts lässt sich festschreiben für immer. In diesem Bild steckt auch Hoffnung – für die Leser dieses Romans wie für den Ich-Erzähler, der letztlich damit klarkommen muss, dass es ein endgültiges An-

kommen da wie dort nicht gibt und Heimat im erstarrten Sinne nur eine gefährliche Drohung sein kann. Vielleicht hält sich dieses real nicht mehr existierende Jugoslawien als Sehnsuchtsort gerade deshalb so hartnäckig, weil es zu einer Fiktion geworden ist: Heimat ist ebendort, wo noch nie jemand gewesen ist. Und weil dem so ist, sind wir alle Fremde – wie schön wäre es, wenn uns diese Einsicht nachhaltig Demut lehrte.

*Katja Gasser, geboren 1975 in Klagenfurt/Celovec, lebt in Wien als Redakteurin in der Kulturabteilung des ORF-Fernsehens, seit Ende 2008 leitet sie das Literaturressort. Zuletzt war sie Jurysprecherin beim Deutschen Buchpreis 2017.*